Im Jahr des Affen

Que Du Luu

Als Minis Onkel Wu zu Besuch kommt, bringt er neuen Schwung in das Chinarestaurant ihres Vaters – aber ihr wird bewusst, dass sie aus einer ganz anderen Kultur kommt.

Mini ist eine Banane: außen gelb und innen weiß. Ihr Vater hingegen bleibt durch und durch gelb: Er spricht nur gebrochen Deutsch und betreibt ein Chinarestaurant.

Als ihr Vater ins Krankenhaus kommt, muss Mini im Restaurant schuften, sich mit dem trotzigen Koch streiten – und sie kann Bela nicht wiedertreffen, bei dem sie so viel Ruhe gefunden hat. Dann reist auch noch Onkel Wu an. Der traditionsbewusste Chinese holt die Vergangenheit wieder hoch: das frühere Leben, die gefährliche Flucht aus Vietnam.

Der ungewöhnliche Roman erzählt in poetischer, unbeschwerter Weise von der Tragik des Andersseins, der Suche nach Heimat – und der Suche nach Glück.

QUE DU LUU, 1973 in Saigon/Südvietnam geboren, ist chinesischer Abstammung. Nach Ende des Vietnamkriegs flüchtete sie wie Millionen andere Boatpeople über das Meer. In Bielefeld betrieb die Familie ein Chinarestaurant. Luu erhielt u. a. den Adalbert-von-Chamisso-Förderpreis und den Hohenemser Literaturpreis. Nach zwei Erwachsenenromanen ist »Im Jahr des Affen« ihr erstes Buch bei Königskinder.

Erscheint im April 2016
Ab 14 Jahren

QUE DU LUU
Im Jahr des Affen
Umschlaggestaltung von Suse Kopp
Hardcover mit Schutzumschlag
Ca. 288 Seiten, 14 x 21 cm
€(D) 16,99 | €(A) 17,50
ISBN 978-3-551-56019-3

Im Restaurant begrüßte uns mein Vater und ich war froh, nicht mehr mit Onkel Wu allein zu sein.

»Ich habe zu lange geschlafen«, sagte Onkel Wu und mein Vater entgegnete sofort: »*Mou!* Schlaf ruhig länger. Was willst du zum Frühstück essen? Hast du schon *dag gog lap tjön* gegessen? Deutsche Bratwurst ist sehr bekannt.«

Onkel Wu war interessiert. Er strich sich mit seinem Daumen und seinem Zeigefinger wieder über sein Wangen-Haar.

»Ich schick Mäi Yü welche holen«, sagte er. »Mäi Yü« – so wurde ich auf Chinesisch ausgesprochen. Das hatte überhaupt keine Ähnlichkeit mit Minh Thi oder Mini. Er gab mir einen Zwanzigmarkschein und sagte: »Hol fünf Würstchen.«

In der Stadt war tote Hose. Ich ging zu *Kochlöffel* und musste warten. Die Bratwürstchen waren noch ganz blass. Ich setzte mich ans Fenster. Draußen wurde es etwas dunkler, hellgrau, aber noch keine Spur von Regen. Da vorne hatte ich mit Sarah gestanden, als Bela uns entgegengekommen war. Mir schien, als sei das schon Jahre her gewesen. Sarah hatte sich Bela bestimmt aus dem Kopf geschlagen – mich bestimmt auch. Und Bela? War ich noch in seinem Kopf?

»Ihr Essen!«, rief die Frau mit den strähnigen Haaren.

Mein Vater hatte inzwischen die Plastikdecke ausgebreitet und die Teller verteilt. Lange Würstchen konnte man ja nicht in die Schälchen legen.

In der Mitte stand eine Schüssel mit Pommes, die mein Vater in der Küche gemacht hatte. Ich hatte sie gleich gerochen. Ling putzte hinter der Theke und Bao klapperte in der Küche. Das Frühstück war für sie nicht inklusive, nur das Mittagessen und Abendessen, eigentlich Nachmittags- und Nachtessen.

Onkel Wu wollte Stäbchen trotz der Teller. Er lief zur Durchreiche und holte sich welche. Er setzte sich, nahm die Wurst zwischen die zwei Stäbchen, biss ab, sah vor sich hin, kaute und sagte: »*Hou*

mej – guter Geschmack.« Mir fiel ein, dass er ja Metzger war, und ich fragte, ob er auch Würstchen mache, aber er sagte, er zerteile das Fleisch nur, Würstchen seien ihm zu kompliziert. Er fragte mich, ob ich die chinesischen *Lap Tjöns* kenne, die würden auch gut schmecken, sie hätten eine rote Farbe. In Scheiben gebraten machten sie sich gut zu gebratenem Reis.

»Sie kennt sie nicht«, sagte mein Vater. »Die gibt es hier nicht zu kaufen.«

Er war zufrieden, dass wir alle hier unsere Bratwurst mit Pommes aßen. Ich dachte: Das hier ist auch nichts anderes, als Schnitzel zu frühstücken. Hier schaut uns aber keiner naserümpfend an.

Onkel Wu fragte schmatzend: »Musst du gar nicht in die Schule?«

»Sie hat Ferien«, sagte mein Vater.

»Habt ihr keine anderen Kellner?«

»Das brauchen wir nicht.« Was eine schöne Formulierung war für: Das können wir uns nicht leisten.

»Mui-Mui sollte nicht arbeiten, sondern mehr lernen«, sagte Onkel Wu. »Damit sie später viel Geld verdient.«

»Mein Reden«, sagte mein Vater. »Aber ihre Noten sind sehr gut.«

»Es kann alles immer noch besser werden.«

»Sie ist die Beste in ihrer Klasse«, behauptete mein Vater.

»Sie kann die Beste der Schule werden.«

Onkel Wu fragte meinen Vater, wie die Schulen hier so seien, und mein Vater verkündete, ich ginge auf ein »Nasium« und fügte ein lässiges »*Gan hai* – natürlich« hinzu.

Wäre ich nicht aufs Gymnasium gegangen, wäre es mit seiner Gutmütigkeit aus gewesen. Und würde ich später nicht studieren, dann auch.

Die beiden redeten weiter über Kinder, als seien sie Bäume, die man nur gut düngen musste, damit sie später reichlich Äpfel trugen.

Ich fragte: »Habt *ihr* etwa studiert?«

Onkel Wu herrschte mich mit vollem Mund an: »Wir? Wir lebten doch früher in Vietnam!«

Mein Vater sah mich ungläubig an.

Onkel Wu zeterte weiter: »Als Chinesen durften wir in Vietnam nicht studieren! Dein Vater wollte dazu nach Taiwan gehen, aber die Regierung meinte auf einmal: ›Ihr Chinesen seid doch alle in Vietnam geboren und deswegen Vietnamesen. Ihr müsst jetzt die vietnamesische Staatsangehörigkeit annehmen und für uns in den Krieg ziehen!‹«

»Ihr habt gekämpft?«

»Wie dumm kann man sein, um sterben zu wollen?«, fragte Onkel Wu. »Aber dein Vater hatte Glück, dass er einen Laden für Reis betrieben hat. Er kannte sich in Abrechnungen aus und hat die meiste Zeit für das Militär die Lohnabrechnungen gemacht. Manchmal musste er auch mit seiner Truppe Dörfer außerhalb kontrollieren und er musste auch in vielen Nächten Wache halten im Hauptquartier der südvietnamesischen Armee.«

»Was für ein Reisladen?«, fragte ich.

»Weißt du das denn nicht!«, schimpfte Onkel Wu. »Dein Vater hat Reis verkauft!«

Ich starrte ihn nur an. »Reis? Und was noch?«

»Nur Reis!«

Das ist ja genauso, als würde es hier Kartoffelläden geben, dachte ich. Und woher sollte ich wissen, was mein Vater alles früher gemacht hat? Ich konnte mich an nichts erinnern und er hatte nie viel erzählt!

»Der Laden war klein, denn er hat ausgeliefert. Man konnte nur große Säcke bestellen. Du warst auch einige Male in dem Laden. Wieso weißt du das nicht mehr? Dort bist du das erste Mal aufgestanden. Du bist zu einem Reissack gekrabbelt, der umgekippt war, hast dich mit den Händen aufgestützt und dich aufgerichtet. Wir

haben dich gelobt, da bist du wieder auf den Hintern gefallen.« Onkel Wu schüttelte den Kopf. »Dein Vater hatte in dieser Zeit gute Geschäfte gemacht und viel sparen können.«

»Und du?«, frage ich. »Hast du gekämpft?«

»Nur kurz«, sagte Onkel Wu.

Sein Ton verriet mir, dass er nicht weiter darüber sprechen wollte.

Bisher hatte es mich immer geärgert, wenn mein Vater mir sagte, ich müsse später studieren. Bei Sarah und Micha war es nie so. Sie sollten zwar ihre Hausaufgaben machen, aber ihnen wurde nicht gesagt: Du musst später studieren, du *musst* später viel Geld verdienen, damit wir reich und angesehen werden.

Sie sollten das machen, was sie wollten. Sie sollten glücklich werden.

Jetzt musste ich darüber nachdenken, dass es egal war, ob man geliebt wurde oder nicht, wenn man gezwungen wurde, in den Krieg zu ziehen.

Onkel Wu und mein Vater fingen wieder an, über die Familie zu sprechen. Ich kannte noch nicht einmal alle Bezeichnungen für die Verwandten. Onkel Wu war auch nicht einfach ein Onkel. Dieses ungenaue Wort gab es im Chinesischen gar nicht. Er war der ältere Bruder meines Vaters, also nannte man ihn *Bak*. Wäre Onkel Wu der ältere Bruder meiner Mutter gewesen, hätte er *Dai Kaufu* geheiße und als jüngerer Bruder meines Vaters *Suk*. Und so ging es immer weiter. Ich hörte gar nicht mehr zu.

Auf einmal frage mein Vater: »Was können wir Onkel Wu noch Deutsches zeigen?«

Was war denn typisch deutsch? Mir fiel nichts ein.

Onkel Wu antwortete: »Ich will *Nabsui* sehen. Die Menschen, die Hitler mögen.«

Er meinte wohl die Nazis.

»Ja, Nazis gibt es noch«, sagte mein Vater. »Aber sie sehen nicht

mehr so aus, sie tragen keine Uniformen mehr. In Australien gibt es doch auch Nazis.«

»In Australien?«, fragte Onkel Wu.

»Die *Gwai Lou*, die keine Chinesen mögen.«

Mein Vater bezeichnete alles, was ausländerfeindlich war, als Nazis.

»Das sind keine *Nabsui*«, sagte Onkel Wu, »so sind die *Gwai Lou* einfach.« Er wandte sich abrupt an mich: »Ich hab auf dem Weg wirklich keinen einzigen Chinesen gesehen. Wie kannst du überhaupt Freunde haben, wenn es hier keine anderen Chinesen gibt?«

Er schaute mich fragend an, als überlegte er schon lange, wie ich Gesellschaft in dieser Gesellschaft finden konnte.

Mich hatte man ja schon vieles gefragt, aber so was noch nie.

Auf den Fotos waren meine Cousins und Cousinen immer mit anderen Chinesen abgebildet. Ich hatte noch nie einen Australier neben ihnen gesehen.

Ich sagte: »Ich habe deutsche Freunde.« Insgeheim fragte ich mich, ob ich wirklich noch Freunde hatte. Sarah war sauer, Micha war enttäuscht und Bela – der war nie mein Freund gewesen.

»Deutsche Freunde? *Diem jön* – wie geht das?«

Ich zuckte mit den Schultern, was Onkel Wu übersah und deswegen immer noch auf eine Antwort wartete.

Ich hatte mir nie mehr Chinesen hierhin gewünscht. Ich hatte mir immer nur gewünscht, deutsch auszusehen. Sollte ich Onkel Wu antworten: Ich bin halt eine Banane. Das weißt du doch?

Die Deutschen fragten mich immer, ob ich meine Heimat vermisste. Sie waren sich sicher, dass ich innen auch gelb war. Gab es dafür auch ein Wort? Zitrone?

»Hier gibt es keine Chinesen«, sagte mein Vater. »Da muss sie sich natürlich mit *Gwai Lou* anfreunden. In Australien gibt es genug Chinesen, da hat man chinesische Freunde.«

Onkel Wu schüttelte den Kopf: »Ich verstehe nicht, wie ihr hier leben könnt, so allein ohne andere Chinesen.«

Früher waren wir an manchen Wochenenden zu anderen Chinesen ins Ruhrgebiet gefahren. Ich wusste nicht, woher mein Vater sie kannte. Aber seit mein Vater das Restaurant betrieb, tat er nichts anderes mehr, als zu arbeiten. Bevor er das Restaurant übernahm, hatte er hier gekellnert. Nach einigen Jahren wollte der Chef nach Düsseldorf ziehen. Mein Vater ergriff die Chance beim Schopf und nahm einen Kredit auf. Zu dem Termin mit der Bank hatte er von irgendwoher einen altmodischen Anzug bekommen. Nachher war er mit Pizza wiedergekommen, und da wusste ich, dass es geklappt hatte.

Mein Vater hatte gar keine Freunde, weder chinesische noch deutsche. Seine Verwandtschaft lebte in Australien, also auf der anderen Seite der Welt. Weiter weg ging nicht.

»*Sick jün* – fertig gegessen?«, fragte mein Vater.

Endlich kamen Gäste rein. Ich stand auf und räumte meinen Teller ab.

Onkel Wu war anstrengender als alle Gäste zusammen. Ich hatte das Gefühl, dass er mich immer nur tadelte. Beim Weggehen hörte ich noch, wie er zu meinem Vater sagte: »Lass uns gleich in die Küche gehen. Die süßsaure Soße ist ganz gut, aber nicht sauer genug. Da muss mehr Essig hinein.«

Ob der Besuch von Onkel Wu für meinen Vater auch anstrengend war? Sprachlich nicht. Er verstand ja alles und schien es zu genießen, den ganzen Tag mit einem richtigen Chinesen zu plaudern. Mich zählte er wahrscheinlich nicht dazu. Außerdem merkte ich jetzt, dass mein Vater noch ein anderes Thema hatte: das Leben von früher. Früher war alles nur schön, das Essen war gut. Es gab Früchte, die es hier nicht gab. Darunter *Lau Lin*, eine kopfgroße Frucht mit Stacheln, von der die *Gwai Lou* meinten, sie stinke. Des-

wegen hieß sie hier »Stinkfrucht«. Sie stinke aber überhaupt nicht, schwärmte mein Vater, sondern im Gegenteil – sie dufte. Seit wir in Deutschland waren, hatte er keine duftende Stinkfrucht mehr gegessen.

[...]

Ich saß auf der Terrasse, unter mir rauschte die Aa. Mehr war auch nicht. Ich war nicht zu Hause gewesen. Meine Kleidung fühlte sich speckig und labberig an, meine Haare waren fettig. Aber lieber fettige Haare als ständig Onkel Wus Gerede. Wie sollte ich es bloß eine Woche mit ihm aushalten? Ich dachte auf einmal an meinem Vater im Krankenhaus. Anstatt mich zu fragen, wie es ihm ging, hatte ich wieder mal nur an mich gedacht: »Was? Eine ganze Woche mit Onkel Wu? *Gum loi* – so lange?«

Ich ging rein. Ich musste einfach mit jemandem sprechen – und so sprechen, dass ich mich dabei nicht sprachbehindert fühlte. Der Dicke Buddha lachte mich wie immer an. Ich überwand mich endlich und drückte auf die Tasten.

»Wo warst du?«, fragte Sarah. »Ist euer Telefon kaputt?«

Mir fiel ein Stein vom Herzen. Sarah hatte versucht, mich zu erreichen!

»Ich bin die ganze Zeit im Restaurant. Mein Vater ist krank.«

»Habt ihr keine Aushilfe?«, fragte sie.

»Es sind ja sowieso Ferien. Bist du mir noch böse?«

Ich wollte sie auch fragen, ob sie Bela gesehen hatte, aber das verkniff ich mir.

»Wir waren im *Glashaus* und er hat mich angesprochen«, sagte sie übertrieben gleichgültig.

»Was hat er gesagt?«

»Nur gefragt, wo du seist. Aber du warst ja nicht zu erreichen und gestern Abend war ein komischer Mann dran. Dein Vater? Er verstand überhaupt nichts.«

»Was hast du gesagt?«

»Na, ich hab nach dir gefragt! Aber er verstand ja nichts!«

»Nein, ich meine im *Glashaus*, als ... er nach mir gefragt hat.«

»Wer? Dein Vater? Ach so. Im Bus grüßt er mich jetzt immer. Aber jetzt will ich nichts mehr von ihm.«

»Was hast du gesagt?«

»Hey, nicht gleich so unfreundlich!«, fuhr sie mich an. »Alte Frau ist doch kein D-Zug! Ich hab ihm gesagt, ich hab dich seitdem nicht mehr gesehen. Es sind schließlich Ferien. Wie lange bist du noch im Restaurant? Ich könnte auch einen Ferienjob brauchen.«

Ob Bela noch an mich dachte?

»Ich hab dich was gefragt!«, rief mir Sarah ins Ohr.

»Was denn?«

»Kann ich nicht auch bei euch jobben? Mein Walkman gibt bald den Geist auf und ich bräuchte neue schicke Schuhe.«

Ich stellte mir Sarah als Kellnerin vor. Wenn der Fette mit der glänzenden Nase ihr schief käme, würde sie ihm das Essen ins Gesicht drücken. Außerdem würde sie staunen, wenn sie wüsste, was sie hier verdienen würde: nämlich gar nichts.

»Ich kann auch gut abspülen«, sagte sie.

Ich dachte an das schmutzige Geschirr in der Spüle.

»Es gibt hier keinen Job mehr«, sagte ich.

»Schade«, sagte sie. »Du hast es gut, kannst bei deinem eigenen Vater arbeiten. Und ich muss schauen, wo ich das Geld für den neuen Walkman herkriege. Was hat dein Vater eigentlich?«

Mir fiel wieder ein, wie Sarah sich die Hände auf die Brust gedrückt hatte: Herzinfarkt! Ich hatte es sogar verstanden. Aber seit

ich meinen Vater gesehen hatte, wie er da auf dem Bürgersteig gelegen hatte, fand ich Sarahs Herzinfarktgetue nur noch albern.

Was war schlimmer? Sich vor seinem Schwarm zu blamieren oder einen richtigen Herzinfarkt zu haben? Ich war auch lächerlich gewesen, mit meinem größten Problem, dem Eiterpickel. Und war es schlimmer, in einer Hochhaus-Wohnung voller alter Möbel zu leben oder sich ein Zimmer mit einem Fremden zu teilen?

Früher hatte ich gedacht, je älter ich werde, desto besser wird das Leben. Weil man dann tun und lassen kann, was man will. Aber mein Vater, Bao und Ling waren älter als ich und für sie war das Leben beschissen.

»Hallo? Bist du noch dran?«, rief Sarah.

»Ich muss noch weiterarbeiten«, sagte ich. »Was macht Micha?«

»Die fährt doch auch nicht weg«, sagte Sarah. »Ferien sind ziemlich langweilig.«

Hatte Sarah noch keinen neuen Schwarm?

»Wir kommen dich mal besuchen«, sagte Sarah.

Bloß nicht, dachte ich. »Du kannst mich hier immer anrufen«, sagte ich. »Aber mittags zwischen zwölf und zwei ist es schlecht und auch abends zwischen sieben und zehn. In dieser Zeit ist immer viel los.«

»So viel zu tun«, seufzte Sarah, »aber keinen Job für mich.«

»Ciao«, sagte ich.

»Ciao, Süße«, sagte Sarah in ihrem gewohnten Ton.

Sarah hatte mir verziehen! Und Bela hatte nach mir gefragt! Die Tür schwang noch etwas hin und her. Ich stand auf einmal in der Küche. Ich sah mich um, als sei ich gerade geschlafwandelt. Wo war ich? Dann sah ich das schmutzige Geschirr in der Spüle.

Ich hielt gerade den letzten Teller in der Hand, da klingelte das Telefon schon wieder. Bestimmt war es Sarah, sie vergaß immer etwas und rief dann sofort wieder an, sozusagen PS-Anrufe. Ich

ließ den schmierigen Curry-Teller ins Wasser fallen und stürmte aus der Küche zur Theke. Das Telefon klingelte immer noch. Ich griff zu, umklammerte den Hörer und sagte: »Restaurant Hongkong?«

»*Bin go* – wer spricht da?«, fragte ein Chinese. Es war Onkel Wu.

»*Hai ngo* – ich bin's«, sagte ich.

»Mäi Yü?«

»*Hai.*«

»Es hat geklappt«, sagte Onkel Wu. »Ich habe die Tickets *gecancelled* und fliege neun Tage später. Ich komme erst nachher ins Restaurant. Ich bin müde.«

»*Hou*«, sagte ich und legte auf.

Das Abendgeschäft lief wieder nicht besonders. Zwei Tische waren da gewesen, jetzt war wieder alles leer. Die Leute saßen lieber in den Biergärten als auf unserer Terrasse über der Aa. Ich ging in die Küche, spülte den letzten Teller im schmutzigen Wasser. Bao hatte sich vors Fliegengitterfenster gesetzt und döste.

»War Ling auch mit auf dem Boot?«, fragte ich.

Bao schreckte hoch. Er stand auf, griff in den Zwiebelsack und holte eine große Gemüsezwiebel raus. Er entfernte die glänzende braune Schale mit wenigen Schnitten.

»Wieso denkst du das?«, fragte er abfällig, als hätten wir nie eine Friedenscola miteinander getrunken. »Glaubst du, alle Chinesen waren auf demselben Schiff?«

»Sehr witzig.«

Die Küchentür quietschte. Ling lugte durch die Tür und rief: »Gäste!«

Bao schnitt mit dem großen Beil die Zwiebel in feine Scheiben und ich wandte mich ab.

Hätte ich gewusst, wer an diesem Abend kommen würde, dann – was dann? Hätte ich geduscht, mich zurechtgemacht, mir eine pas-

sende schwarze Hose gekauft, statt die Hose meines Vaters zu tragen – und hätte mich trotzdem hinter der Theke versteckt.

Ganz vorne neben dem Eingang saß Bela mit dem Rothaarigen und einem anderen Freund.

An dem ersten Tisch am Fenster. Ich sah ihn im Profil. Er sah geradeaus zu dem Rothaarigen. Wenn er nach rechts geschaut hätte, hätte er mich sofort entdeckt.

Ich ging in die Knie. Jetzt verdeckte mich die Theke. Ich robbte zu Ling. Die Fliesen waren klebrig und voller Krümel. Dieser Ling! Polierte ständig oben die Theke und hier unten ließ er alles verkommen!

Lings Augen fielen fast raus, als ich zu ihm kroch und mich vor seine Füße setzte.

»Ling!«, flüsterte ich.

Ling blickte mich direkt an, also nach unten auf den Boden.

»Sieh woandershin!«, zischte ich. »Bring denen die Speisekarte!«

Ling schaute nur verwirrt, so wie Doof von Dick und Doof.

Ich zeigte mit den Fingern »gehen«, indem ich Zeige- und Mittelfinger bewegte wie zwei Beine, dann »Speisekarte«, indem ich ein Rechteck in die Luft zeichnete, und zeigte in Richtung Bela.

»Los!« Schließlich waren es nicht nur Bela und seine Freunde. Es waren auch drei Gäste. Und an diesem Abend zählte jeder Gast.

Endlich entfernte Ling sich.

Ich hörte die drei hintereinander »Danke« sagen. Ling hatte ihnen anscheinend die Karten gegeben. Wusste er denn gar nicht, dass man die Gäste mit »Guten Abend« begrüßte und »Bitte schön« sagte, wenn sie »Danke« sagten? Er war doch schon so lange hier!

Er kam wieder zurück und stellte sich vor den Zapfhahn.

Was hieß »die Bestellung aufnehmen«? Ich zischte ihm zu: »Wenn du fragst, was sie essen wollen – nimm das Papier mit und den Stift!«

Ling wurde dunkelrot. »Ich bin kein Kellner«, sagte er.

»Du kannst das Trinkgeld behalten.« Natürlich wusste ich nicht, was Trinkgeld hieß, und sagte stattdessen »Kaffeegeld«.

Ling schien zu verstehen, was ich meinte. Er ging vor die Theke und stand da so rum, wie ich immer rumstand.

Ich hörte die Speisekarten zuklappen.

»Sie sind fertig mit Aussuchen!«

Er strich sich einige Male über die Haare und nickte.

»Und vergiss nicht, nach der Nummer zu fragen, wenn sie nur ›Huhn‹ sagen. Es gibt sehr viele Huhngerichte.«

Er zog los. Ich hörte, dass die drei ihre Bestellungen aufgaben.

Hier unten war ich sicher. Hier kam kein Gast hin und schaute hinter die Theke. Die Toiletten lagen weiter vorne, in der Nähe der Garderoben, da ging es in den Keller.

Was machte Bela eigentlich hier? Ich hatte im Restaurant noch nie einen Schüler gesehen.

Endlich kam Ling wieder.

»Was wollen sie essen und trinken?«

»Drei große Bier«, sagte Ling.

»Mach du sie.«

Er zögerte und stammelte dann: »Warum? Ich bin doch jetzt der Kellner.«

»Du machst das Bier jetzt!«, zischte ich.

Onkel Wu hatte Recht. Ein Zimmerbrunnen wäre nicht schlecht. Wasserplätschern übertönte einiges, ohne zu stören wie Musik. Mit Wasserplätschern wäre auch Bao in der Küche nicht mehr so deutlich zu hören. Manchmal knallte er die Pfanne so richtig auf den Herd.

Jetzt fluchte er schon wieder, »*Ai jah!*«, was man durch die Schwingtür und trotz der leisen Hintergrundmusik hörte.

Man schrie »*Ai jah!*«, wenn man genervt war oder sich über etwas aufregte. Es hatte keine richtige Bedeutung, außer dass man sich erleichterte.

Ich hatte ihm schon mehrmals gesagt, dass er nicht so rumschreien sollte. Auch wenn die Gäste nichts mit »*Ai jah!*« anfangen konnten, hörte man am Tonfall, dass jemand fluchte. Und wer wollte beim Essen schon einen fluchenden Chinesen hören?

Ling kam um die Theke herum und zapfte.

»Was wollen sie essen?«, flüsterte ich.

Er nahm den Block von der Theke und gab ihn mir runter.

Ich schaute mir die Bestellungen an. Einer wollte gebratene Nudeln, einer Schweinefleisch süßsauer und einer Ente mit Bambussprossen und Morcheln.

Ich schrieb die Nummern auf den Bon. Ling war jetzt fertig mit seinem Bier. Die Schaumkronen sahen bei ihm sehr gut aus. Ling ging los. Ich hörte ihn mit lauter Stimme »Bier!« sagen, was ziemlich bescheuert war, wenn alle drei Bier bestellt hatten. Und dass es Bier war, sah man doch. Ich hörte die Aufregung in seiner Stimme. Wahrscheinlich sprach er deswegen so laut: Weil er alles mit voller Wucht aus sich herauspresste.

»Danke«, hörte ich dreimal.

Ling kam zurück an die Theke.

Du hast wieder nicht »Bitte schön« gesagt, wollte ich zischen, aber ich sah den Stolz in seinen Augen. Ich kroch mit dem Bon in die Küche und drückte ihn Bao in die Hand. Der Boden hier war viel sauberer. Ich kroch wieder raus.

»*Leij tjie djo sien?*«, rief mir Bao hinterher. Ja, mir war die Sicherung durchgebrannt!

Hinter der Theke winkte ich Ling zu mir her. Er kam um die Ecke und ich zog ihn an seinen Händen runter, ließ ihn aber sofort wieder los. Ich fasste nicht gerne andere Leute an.

»Du hast gesehen, wie das Essen auf den Tisch kommt?«, fragte ich ihn.

Ling nickte.

Es war ziemlich anstrengend, auf dem Boden zu kriechen. Die schwarze Hose wurde ganz schmutzig. Ich schnippte die Krümel weg und strich über den Stoff, aber die Flecken wurden nur größer.

Da war Bela nicht mal zehn Meter von mir entfernt und ich konnte ihn nicht mal ansehen! Wenn wir im Restaurant doch so einen großen Spiegel gehabt hätten wie in den Verhörräumen bei der Kripo: Er würde mich nicht sehen, aber ich ihn. Dann würde ich ... Ich würde ihn anschauen! Und zwar die ganze Zeit!

Ich hörte, wie Bao die Reisschüssel auf die Durchreiche knallte und auf die Klingel schlug.

»*Go Fan leij djo* – der Reis ist da!«

Ling setzte sich in Bewegung und nahm sogar die Warmhalteplatten mit. Ich pustete aus. Nur noch gleich das Essen, und das Gröbste wäre geschafft.

Es waren keine neuen Gäste gekommen. Ling stellte sich wieder vor die Theke. Eigentlich war alles so weit gut, bis das Telefon klingelte.

Ling schaute mich an.

»Geh ans Telefon«, zischte ich.

Jetzt hörte auch noch die Musik auf.

Ling nahm ab: »*Weij?*«

Wie bescheuert! Er war doch im Restaurant und nicht bei sich zu Hause! Er wusste doch ganz genau, wie man sich hier am Telefon meldete: »Chinarestaurant Hongkong, guten Tag«!

»Ling«, sagte er weiter.

Er lauschte weiter angestrengt ins Telefon.

»Mini?«, rief er laut in den Hörer. »Was Mini?«

Mein Name wurde auf Chinesisch ja ganz anders ausgesprochen: Mäi Yü.

Ich drehte die Kassette um, hob die Hand und winkte. Die Musik lief wieder.

Er reichte mir den Hörer herunter.

»Ja?«, fragte ich. Ich musste noch leiser sein, weil ich jetzt deutsch sprach.

»Hi, Mini«, sagte eine Stimme, die ich kannte. Es war Micha. »Sarah hat erzählt, dass du jetzt immer im Restaurant bist?«

Micha klang wie immer. Wieso musste sie ausgerechnet in diesem Moment anrufen?

»Ich hab dich einige Male angerufen«, sprach sie weiter. »Ich dachte schon, euer Telefon sei kaputt.«

»Jetzt ist gerade schlecht«, sagte ich.

»Eines wollte ich dir noch sagen. Sarah hat mich eben angerufen. Nachdem ihr telefoniert habt, ist sie noch in Elverdissen in diesen Supermarkt gegangen. Und sie hat ihn da getroffen.«

Ich wusste, wen sie meinte.

»Sie hat gesagt: ›Du hast doch nach meiner Freundin gefragt. Sie ist die ganze Zeit im Restaurant. Dem an der Schillerstraße.‹«

»Was?«, schrie ich in den Hörer.

»Ich wollte nur, dass du vorbereitet bist.«

»Er ist schon da«, flüsterte ich. »Ich ruf dich die Tage zurück.«

Ich griff nach oben und drückte auf die Gabel.

Ling kam hinter die Theke und spülte Gläser ab.

Ich krabbelte in die Küche. Bao stand am Herd und machte gerade neuen Frühlingsrollenteig. Er sah mich an und schüttelte den Kopf.

Ich stand auf und beobachtete ihn. Er goss die passende Menge Teig in die Pfanne, ließ sie kreisen, bis der Teig sich verteilte und fest wurde. Schon schabte er denn Teig runter und klatschte ihn auf den Turm zu den anderen fertigen Teigfladen. Sie sahen so schön nach Crêpes aus.

Die Küchentür ging auf und ich wollte Ling fragen: »*Meij jäh* – was ist?«, da merkte ich, es war Onkel Wu.

»Willst du nicht nach den Gästen gucken?«, fragte er. »Ich glaube, sie haben zu Ende gegessen.«

»Kannst du das nicht Ling sagen? Ich bring ihm gerade bei, wie man kellnert.«

»Sieh ihm zu, ob er es richtig macht.«

Ich zog eine Flappe.

Onkel Wu kümmerte das nicht: »Ich habe Onkel Bat auch beigebracht, wie er das Fleisch schneiden muss. Ich habe mich nicht wie du in einen anderen Raum gestellt.«

Immer diese Moralpredigten!

Onkel Wu fuhr mit seiner Belehrung fort: »Wenn du Ansehen willst« (ich dachte mir nur, dass es so viel wie »Ansehen« hieß), »musst du ein Vorbild« (hier genauso) »sein für die Leute, die für dich arbeiten!«

Bao lachte los.

Ich motzte: »Ich gehe nicht raus!«

»Warum nicht?«, fragte Onkel Wu.

So etwas besprach man nicht mit seinem Onkel. Besonders nicht mit *so* einem Onkel.

»Ein Freund von mir sitzt da vorne, er soll mich nicht sehen«, sagte ich vereinfachend.

»Wieso begrüßt du ihn nicht?«, fragte Onkel Wu.

Ich hatte ihm doch gerade gesagt, dass er mich nicht sehen sollte!

Das war mir zu doof. Ich ging in die Hocke, drückte die Küchentür auf und ging im Entengang raus.

Ling stand wieder hinter der Theke. Ich zog ihn am Hosenbein. Er kam runter.

»Räum ab!«, sagte ich. »Sie sind bestimmt fertig mit Essen.«

Ling ging los. Mittlerweile war Onkel Wu aus der Küche gekommen.

»Was machst du?«

Die Kassette hatte wieder gestoppt und es war totenstill im Restaurant. Mit etwas gutem Willen konnte Bela denken, Onkel Wu sei verrückt und rede mit sich selbst. Genauso wie Ling verrückt war und auch mit sich selbst sprach.

Ich krabbelte an Onkel Wus Beinen vorbei in die Küche. Er ging hinter mir her und drückte mir gnädigerweise die Tür auf.

»Wenn einer davon dein Freund ist«, sagte Onkel Wu, »dann frag ihn, ob er zum China-Imbiss geht und Essen kauft.«

Ling schob das benutzte Geschirr in die Durchreiche.

»Sie wollen zahlen!«, rief er dabei.

Onkel Wu lief raus. Leider kannte sich Onkel Wu mit deutschem Geld nicht aus. Aber besser, er sah Ling auf die Finger als gar keiner.

Ich ging nach hinten und stellte mich vor das offene Fenster mit dem Fliegengitter. Aus Baos Richtung hörte ich nur klack-klack-klack. Er schnitt wieder irgendwas. Die Zeit verging überhaupt nicht. Irgendwann kam Onkel Wu und sagte: »Sie sind weg.«

Ich atmete aus und ging mit ihm raus.

Der Anblick des verlassenen Tisches machte mich traurig. Leere Gläser, zerknüllte Servietten.

Ich setzte mich neben die Durchreiche. Aus dem Augenwinkel sah ich die Glastür aufgehen und jemanden reinkommen.

»Haben Sie eigentlich einen Zigarettenautomaten?«

Ich sah auf. Es war Bela. Er schaute Ling an, der vor der Theke stand.

Ling zeigte zu der Tür und antwortete: »Da Kellel.«

Bela ging durch die Tür zu den Toiletten runter.

Nach kurzer Zeit kam er wieder hoch und rief im Rausgehen: »Auf Wiedersehen.«

Als er an der Glastür war und sie aufzog, erhob ich mich und ging zur Theke. Auf einmal drehte er sich um.

»Habt ihr auch Streichhölzer?«, fragte er und sah dabei mich an, als sei ich schon immer hier gewesen.

Ich hoffte, Ling würde ihm antworten, aber Ling sagte nichts.

»Da vorne«, sagte ich schließlich und zeigte auf die Bambusschale. Wieso war ich nicht einfach in der Küche geblieben?

»Jobbst du hier?«, fragte er.

»Ja«, antwortete ich gequält.

Bela sah genauso aus wie vor zwei Wochen im *Glashaus*. Er roch bestimmt genauso und er fühlte sich bestimmt genauso warm an. Er riss die Folie der Schachtel auf. Er schaute sich um und nahm sich einen Aschenbecher vom nächsten Tisch. Er stellte ihn auf der Theke ab und fragte: »Darf ich?«

Ich nickte.

Er gab mir eine Zigarette, nahm sich selber eine und gab uns beiden Feuer.

Die Zigarette schmeckte scharf. Wenigstens musste ich nicht husten. Ich traute mich gar nicht ihn anzuschauen. Hoffentlich schaute er mich auch nicht an.

Ich zog weiter an der Zigarette.

Onkel Wu kam aus der Küche.

Zuerst sah er misstrauisch auf unsere Zigaretten. Dann sagte er: »Hello, I'm her uncle!«

Er hatte eine ziemlich komische englische Aussprache. Wahrscheinlich war das der chinesische Akzent.

Er gab Bela die Hand und Bela bot ihm von der Schachtel an.

Onkel Wu nahm tatsächlich eine. Bela bot auch Ling eine an.

So wie wir schweigend zusammenstanden und rauchten, hätte man denken können, wir seien alte Freunde. Dabei kannte ich weder Onkel Wu noch Ling noch Bela.

Ich dachte an mein Testament und daran, dass ich allen Leuten sagen wollte, was ich von ihnen hielt. Nein, ich würde mein Ver-

sprechen nicht halten. Ich konnte Bela nicht gestehen, dass ich ihn liebte.

»And what's your name?«, fragte Onkel Wu und fuhr wieder mit seinen Fingern über sein langes Wangenhaar. Ich schämte mich in Grund und Boden. Dieses Haar war einfach ekelhaft und jetzt betonte Onkel Wu es schon wieder, indem er darüberstrich, so wie andere sich über ihren langen Bart strichen.

»Bela.«

»Oh, that is a very nice name!«, rief Onkel Wu aus.

Bela wusste wohl nicht, was er von alldem hier halten sollte. Er rauchte einfach weiter.

»Are you just a friend or are you her boyfriend?«, fragte Onkel Wu.

Bela schaute mich an.

In Wahrheit war er beides nicht. Ich wartete auf mein Todesurteil.

Bela drückte seine Zigarette aus und nahm sich eine neue aus der Packung. Onkel Wu starrte ihn weiter erwartungsvoll an und auch Ling schaute jetzt hektisch von mir zu Bela und zurück.

»Are you her boyfriend?«

Ich sah Onkel Wu an. Aber er hatte nichts gesagt. Ling hatte das gefragt. Ausgerechnet Ling! Warum mischte er sich in Sachen ein, die ihn nichts angingen?

Mir lag ein »Fuck you!« auf der Zunge.

Bela drückte seine Zigarette im Aschenbecher aus, murmelte entschuldigend, er käme gleich wieder, und ging. Der kam bestimmt nicht wieder.

Kaum war er durch die Tür, fuhr ich Onkel Wu an: »Warum fragst du ihn das?« Ich wartete keine Antwort ab, sah weiter zu Ling und sagte: »Fuck you!«

Ling vergaß seinen Mund zu schließen und Onkel Wu regte sich auf: »*Ai jah!*«

Ich hätte es lieber auf Deutsch sagen sollen, das hätte Onkel Wu gar nicht verstanden.

Mein Blick fiel auf Belas Zigarettenstummel, der vor sich hin qualmte. Ich wollte ihn auf jeden Fall mitnehmen und als Andenken behalten. Schließlich hatten seine Lippen die Zigarette berührt.

Bela kam wieder rein!

»Leg den Schlüssel wieder dort drunter, wo man die Schuhe abputzt«, sagte ich zu Onkel Wu. »Und vergiss nicht, das Geld mitzunehmen.«

Ich legte die Restaurantschlüssel auf die Theke und ging Bela entgegen, auch wenn er mich jetzt in der schmutzigen, zu großen Hose sah.

Er schaute mich wirklich erstaunt an. Ich nahm seine Hand und zog ihn mit raus.

◆